

DIGITALES KURATIEREN – UND DANN?

Wenn man vor ca. zehn Jahren die Frage gestellt hätte, was beispielsweise bei der Gestaltung des Layouts einer Webseite zu berücksichtigen sei, über welche eine Sammlung online verfügbar gemacht werden solle, wären eine Bildschirmgröße von 1024×768 Pixel und entsprechende Bildgrößen um die 800×600 Pixel Teil der Antwort gewesen. Wohl niemand hätte erwartet, dass in naher Zukunft die Geräte, die am häufigsten zum Betrachten von Webseiten benutzt werden, kaum handtellergross sein aber eine höhere Auflösung haben würden oder dass „soziale Netzwerke“ eine derart zentrale Rolle in der gängigen Benutzung des Internet spielen würden, dass eine Seite, die dort nicht präsent ist, fast ebensowenig „existiert“ wie eine, die nicht über *die eine* grosse Suchmaschine gefunden werden kann. . . Was sollte uns also veranlassen, bei unseren Überlegungen zum digitalen Kuratieren *heute* davon auszugehen, dass die Ergebnisse unserer Arbeit nicht ebenfalls bereits wieder in zehn Jahren – oder eher früher – mit Anforderungen konfrontiert sein könnten, die wir buchstäblich „noch nicht auf dem Schirm haben“? Laufen wir also nicht Gefahr, dass eine Menge Arbeit, (menschliche) Energie, Wissen und nicht zuletzt Geld in Projekte gesteckt werden, die zwar *heute* die schönsten, avanciertesten und „hippsten“ Features und Gimmicks oder sogar sehr nützliche Tools und Strukturen enthalten – alle diese aktuellen „bells and whistles“ –, die aber in 10 Jahren nicht nur „alt“ aussehen und schon dadurch die Zielgruppe kaum noch erreichen werden, sondern die dann sogar vielleicht – oder eher: vermutlich – buchstäblich nicht mehr benutzbar sind?

Heisst „Digitales Kuratieren im Museum 4.0“ also wirklich nur „Content-Strategien für die kulturellen Potentiale der digitalen Transformation zu entwerfen“? Oder sollte die langfristige Sicherung und Transferierbarkeit der Inhalte, Strukturen und Interaktionsdesigns nicht ebenso Teil der Überlegungen sein, bevor man die ohnehin schon immer zu knappen Ressourcen (Arbeits- bzw. Lebens-) Zeit und Geld in Projekte investiert, deren Ablauf- oder eher: Verfallsdatum sich bereits heute im Horizont weniger Jahre absehen lässt? Während versucht wird, für die neuen „Wertschöpfungsketten“ – mühsam und zäh genug – „faire Lizenzierungs- und Geschäftsmodelle“ zu entwickeln, was nur auf gesetzlicher Grundlage und also auf der Ebene von Staaten oder Staatenverbänden wie bspw. der EU sinnvoll ist und geschehen kann, „wurschteln“ die Kulturinstitutionen jede vor sich hin und erstellen mit viel Aufwand schicke Webpräsenzen und darin laufende Anwendungen, bei denen nicht selten weder die Unabhängigkeit von einem einzelnen, i. d. R. profitorientierten Provider gesichert ist, noch die langfristige Finanzierung: Und so werden – im weitesten Sinne – Webdatenbanken durch zumeist befristet angestellte Wissenschaftler geschaffen, welche sich das IT-Knowhow „irgendwie nebenher“ (auf Kosten ihrer rechtzeitigen Etablierung im Wissenschaftsbetrieb und damit ihrer eigenen beruflichen Zukunft) angeeignet haben, die – die Datenbanken – dann nach ein paar Jahren verschwinden, weil weder die notwendigen Software-Upgrades noch die Anpassung an neue Betriebssysteme oder Hardware, ja oft nicht einmal die Strom- und Unterhaltskosten für deren Betrieb dauerhaft finanziert werden. . .

Wer ist wirklich freiwillig bereit – wenn er nicht durch die allseits drohende Prekarisierung im Rahmen befristeter Teilzeitstellen *jetzt* zwecks Überlebens dazu gezwungen ist –, buchstäblich Jahre seines Lebens in Projekte zu investieren, die er selbst klar absehbar im Laufe seines Lebens nicht mehr wird benutzen können? Welche Strategien gegen diese gigantische Verschwendung in einem chronisch unterfinanzierten Bereich gibt es – *wenn* es überhaupt welche gibt?

Vincent Cerf, als Mitentwickler des TCP/IP einer der „Väter des Internet“ und heute Vizedirektor und „Chief Internet Evangelist“ bei Google, warnte Anfang 2015 vor dem heraufziehenden „Digital Dark Age“: „We are nonchalantly throwing all of our data into what could become an information black hole without realising it. We digitise things because we think we will preserve them, but what we don't understand is that unless we take other steps, those digital versions may not be any better, and may even be worse, than the artefacts that we digitised.“ Und er formulierte seine Schlussfolgerung markant mit: „If there are photos you really care about, print them out.“¹ Dabei bezog er sich natürlich nicht nur auf Fotografien, sondern im Prinzip auf alle digitalen Objekte oder Dateien – aber gerade im Bereich des Digitalen Kuratierens sollte diese Warnung doch

¹<https://www.theguardian.com/technology/2015/feb/13/google-boss-warns-forgotten-century-email-photos-vint-cerf>

sehr ernst genommen werden: Denn wer, wenn nicht Vint Cerf dürfte die nötigen technischen Kenntnisse *und* den historischen Überblick haben, um solch eine Warnung auszusprechen?

Cerf selbst arbeitet seit einigen Jahren an einer Lösung für das Problem, die er „Digital Vellum“ nennt: Dieses „digitale Pergament“ soll aus einer Systemumgebung bestehen, welche die Dateien, die Software zu ihrer Erzeugung und Benutzung, das „darunter“ laufende Betriebssystem und sogar die Hardware abzubilden in der Lage sein soll. Allerdings kann man sich fragen, wie in einem solchen System die heute – und in rapide fortschreitender Geschwindigkeit – zunehmend weltweit verstreut liegenden Daten berücksichtigt werden, aus denen eine „moderne“ Webpräsenz aufgebaut zu sein pflegt: Von Konfigurationsdateien bis zu Bildern kann alles ad hoc von entfernten Servern geladen und in einem „Datenstrom“ dargestellt werden, dessen bekannteste Form vielleicht die Timeline auf Facebook darstellt. Und mit „Server“ müssen dabei nicht irgendwelche grossen Maschinenparks in gekühlten Hallen gemeint sein: Jedes Smartphone bietet heute i. d. R. mehr Rechenleistung als die ersten Internetserver, reicht sogar fast an die Top 30 der ersten Supercomputerliste heran und kann längst (erst recht mittels IPv6) nicht mehr nur als „Empfänger“, sondern ebenso als Lieferant (also: Server) von Daten fungieren. Welche „Datei“ und welche „Software“ hätte Cerfs „Digital Vellum“ zu konservieren, um den – welchen überhaupt? – „aktuellen“ Zustand einer Facebook Timeline oder eines ähnlichen Systems für die Zukunft zu konservieren, in dem z. B. eine digital kuratierte „Ausstellung“ im Web mit ständig wachsenden Benutzerkommentaren oder auch verlinkten wissenschaftlichen Beiträgen präsentiert wird?

Sollten die Institutionen des kulturellen Gedächtnisses ihren „Content“ ebenso wie ihre technologische Infrastruktur (schon wieder / immer noch) der Lösung eines profitorientierten Weltkonzerns anvertrauen – so denn das „Digital Vellum“ eines Tages „fertig“ würde? Oder wäre es nicht langsam an der Zeit, die vereinzelt – sorry für den Ausdruck: – „zusammengewurschtelten“ Lösungen durch eine gemeinsame, koordinierte Anstrengung auf staatlicher Ebene zu überwinden, die bspw. eine flexible Software-Umgebung zur Verfügung stellt, welche speziellen Bedürfnissen angepasst werden kann und deren Fortbestehen durch eine solche Institution dauerhaft gesichert werden kann? Dabei sollten natürlich die längst etablierten, mehr oder weniger engen Beziehungen zwischen forschenden und bewahrenden Institutionen berücksichtigt werden, indem z. B. dieselbe Plattform so auszulegen wäre, dass sie sowohl für Forschungsdatenbanken, digital kuratierte Präsentationen als auch Publikationen genutzt und diese dort vernetzt werden könnten.